

dern unterschiedlich entwickeln. Obwohl es nicht ihr explizites Ziel ist, einen Vergleich zwischen beiden Ländern zu ziehen, verweist die Autorin oft auf Deutschland oder Amerika. Manche Namen wie Eliseo Veron, Yves Jeanneret oder Alex Mucchielli werden deutsche Leser vermutlich zum ersten Mal hören. Andere Autoren wie Roland Barthes oder Michel de Certeau wurden bereits ins Deutsche übersetzt und sind deshalb einigermaßen bekannt, selbst wenn sie nur einen deutlich kleineren Platz in der deutschen KMW eingenommen haben als in Frankreich. Auf der anderen Seite staunt der deutsche Leser, wenn er erfährt, dass der am meisten diskutierte deutsche Autor auf französischer Seite ... Jürgen Habermas ist! Dagegen wird Niklas Luhmann nur von ganz wenigen gelesen, was sich unter anderem mit Übersetzungsproblemen erklären lässt.

Ein weiteres Merkmal dieser Entwicklung der KMW in Frankreich ist, dass sie ein getreues Spiegelbild der gesellschaftlichen Entwicklung darstellt. Es wird politisch hart gekämpft, die Linke, in großer Mehrheit, gegen die Rechte, aber auch in der Linken intern, die Kommunisten gegen die Sozialisten. Manche theoretische Fehde wie beispielsweise über den Konstruktivismus ist eher als ideologische Opposition zu verstehen denn als wissenschaftliche Disputation um die Wahrheit.

Man kann sich auch die Frage stellen, ob die Autorin befähigt oder berechtigt ist, als Ausländerin die Geschichte und die Struktur der KMW in Frankreich zu thematisieren, ob sie als Außenseiterin nicht manche Feinheiten oder interne Informationen übersieht. Sie selbst geht in ihrem Vorwort auf diese Frage ein. Ich bin der Meinung, dass sie eine bessere Ausgangsposition hat, um dieses Buch zu schreiben, als jeder Franzose! Frankreich ist durch seine romanische Kultur gekennzeichnet und jeder französische Wissenschaftler muss sich nicht nur einem einzigen Fach widmen – dies wird durch nationale Instanzen auch geprüft! –, sondern auch Farbe bei einem der Bosse des Faches bekennen, wenn er eine Chance haben will, einen Posten oder eine Beförderung zu bekommen. Wer in solch einem System lebt, ist zwangsläufig von vornherein eingenommen. Manche Namen, die die Autorin zitiert, würden in Frankreich daher aus politischen oder rein taktischen Gründen nicht erwähnt. Stefanie Averbeck-Lietz hat die Unschuld der Außenstehenden mit dem Scharfsinn des interkulturellen Blicks. Die Wissenschaft braucht Brückenbauer wie sie.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Leser mit Stefanie Averbeck-Lietz' Buch einen

intensiven, genauen und besonders reichlich dokumentierten Schnellkurs zur französischen Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Hand hat. Wir hoffen, dass der Avinus Verlag bald beschließt, eine französische Übersetzung vorzubereiten. Sie würde sicher auf großes Interesse in Frankreich stoßen. Überhaupt ein letztes Wort zum Verlag. Es ist bewundernswert, dass es noch Verlagshäuser wie den Avinus Verlag gibt, die solche Werke publizieren. Wenn sich alle anderen aus guten ökonomischen Gründen zur englischsprachigen Welt hinwenden, geht dieser Verlag seinen eigenen Weg und denkt eher an ein wissenschaftliches Europa: Er publiziert in Fremdsprachen (zum Beispiel die Zeitschrift *Synergie*), übersetzt aus europäischen Sprachen (wie zum Beispiel Debrays „Jenseits der Bilder“ oder Woltons „Informieren heißt nicht Kommunizieren“) oder publiziert über europäische Themen, wie in diesem Falle. Kompliment und nur Mut für die Zukunft!

Philippe Viallon

Berit Baeßler

Medienpersonen als parasoziale Beziehungspartner

Ein theoretischer und empirischer Beitrag zu personazentrierter Rezeption

Baden-Baden: Nomos, Ed. Fischer, 2009. – 326 S.

(Reihe Rezeptionsforschung; 18)

ISBN 978-3-8329-4603-6

Auch Band 18 der Reihe „Rezeptionsforschung“ beschäftigt sich mit der Frage „Was machen die Menschen mit den Medien“? Konkret: Was machen sie mit den Personen in den Medien, wie nehmen sie sie wahr, wie interagieren sie mit ihnen und wie setzen sie sich mit ihnen in Beziehung? Berit Baeßler beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit einem zentralen Konstrukt der Medienforschung – Parasozialer Interaktion (PSI) – und den Folgen, die sich daraus ergeben (können) – parasozialen Beziehungen (PSB). Dabei geht es der Autorin zum einen darum, die Rolle von Rezipienten-, Angebots- und insbesondere Personamerkmale für parasoziale Prozesse zu klären, wobei mit Personae die in den Medien agierenden Personen gemeint sind, auf die sich parasoziale Prozesse beziehen. Zum anderen soll – so das „übergeordnete Ziel“ (S. 15) – eine Integration bisheriger Ansätze und Ergebnisse in ein Modell personazentrierter Rezeption (MPR) erfol-

gen, welches anschließend empirisch überprüft wird – zumindest in Teilen. Als Ausgangspunkt der Überlegungen wird also zunächst das Konzept der parasozialen Interaktion (PSI) von Horton und Wohl dargestellt und kritisch diskutiert. Ergebnis ist die Beobachtung, dass die empirische Forschung bislang die Personae vernachlässigt habe. Ob jene Personae aber, wie Baefßler meint, der „Kern des Konzepts“ (S. 14) sind, darüber kann man geteilter Meinung sein. Insbesondere, wenn die Autorin an den interaktionistischen bzw. transaktionalen Definitionen festhält und PSI damit mehr oder weniger explizit als Rezipientenaktivität auffasst, scheint eine theoretische Fokussierung von PSI auf die Persona diskussionswürdig zumindest aber erklärungsbedürftig. Eine ausgezeichnete Leistung dieses Bandes ist die Darstellung und Integration der vielfältigen Ansätze und Befunde aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit der Wahrnehmung sowie der Verarbeitung und Wirkung von auf Medienpersonen bezogenen Informationen beschäftigen haben. Dazu gehören neben PSI und PSB das theaterwissenschaftlich fundierte Konzept der Charaktersynthese fiktionaler Personen (Wulff), der texttheoretisch fundierte Ansatz der kommunikativen Kontrakte (Hippel), das aus der Sozialpsychologie stammende Modell der Personenwahrnehmung von Warr und Knapper, die Taxonomie parasozialer Interaktion (Giles) und das Zwei-Ebenen-Modell parasozialer Interaktionen von Hartmann, Schramm und Klimmt. Hinzu kommt eine Fülle von weiteren Erkenntnissen und Befunden aus der Star- und Prominentenforschung sowie der psychologischen Forschung zur Personenwahrnehmung. Sie alle werden in die Formulierung eines komplexen Modells personazentrierter Rezeption (MPR) integriert.

Dieses Modell wird auf 40 Seiten ausführlich beschrieben. Wiederholt weist die Autorin darauf hin, dass es sich dabei um ein deskriptives Strukturmodell mit heuristischer Funktion handelt (z. B. S. 71), das verschiedene abhängige, unabhängige und moderierende Variablen miteinander in Beziehung setzt. Das MPR erfährt in einer ersten Teilstudie, in der qualitative Interviews mit 18 Probanden und Probandinnen durchgeführt wurden, zum einen eine Illustration seiner Komponenten, zum anderen eine Modifizierung einzelner Teile. Aus den bisherigen Erkenntnissen werden schließlich über 30 Hypothesen formuliert, die in einer zweiten Teilstudie, einer Telefonbefragung von 378 Personen, überprüft werden sollen. Die in der Regel als Zusammenhänge formulierten Hypothesen sind zwar angesichts des Stands

der bisherigen Forschung und der Ergebnisse von Teilstudie 1 durchaus nachvollziehbar, theoretische Fundierungen, die auch die möglichen Einflussprozesse erklären könnten, fehlen allerdings weitgehend. Dies macht die Studie zu einer explorativen. Kennzeichnend dafür ist auch die „Unentschiedenheit“ der Autorin, was das Auswertungsmodell betrifft – Zitat: „Die Bestimmung der Personamerkmale als UV hat daher von allem symbolischen Charakter, indem die in der Forschung zu PSB vernachlässigte Bedeutung der Persona fokussiert und hervorgehoben wird“ (S. 181). Die Folgen dieser explorativen Auswertungsstrategie sind klein- bis kleinstteilige Ergebnispäsentationen, bei der eine Vielzahl von bivariaten Zusammenhängen berichtet wird. Sie werden in zahl- und umfangreichen Tabellen dargestellt, die zum Teil sehr klein gedruckt, sehr voll und mit sehr langen Legenden versehen sind und daher anstrengend zu lesen bzw. zu interpretieren sind (z. B. S. 234 oder S. 250ff.). Mitunter muss man in den Tabellen auch doppelte Zeilen oder nicht vorhandene Werte akzeptieren (S. 121; S. 209).

Als Fazit bleibt die Erkenntnis, dass das von der Autorin entwickelte Modell personazentrierter Rezeption (MPR) die theoretischen Ansätze und empirischen Ergebnisse aus dem Forschungsfeld personenzentrierter Rezeption gut und sinnvoll strukturiert und zusammenführt. In Teilen konnten die im Modell postulierten Zusammenhänge auch empirisch bestätigt werden. Inwiefern es allerdings „normativen Aufgaben“ (S. 292) gerecht wird, indem es Prozesse erklärt, sei der Bewertung des Lesers selbst überlassen – meines Erachtens kann dieser Anspruch angesichts der definitorischen Unschärfe des parasozialen Beziehungsbegriffs, des querschnittlichen Designs und der Tatsache, dass keine prozessorientierten Methoden verwendet wurden, nur sehr bedingt erfüllt werden. Nichtsdestotrotz bietet die Arbeit eine Fülle von Anregungen für (neue) Fragestellungen und Hypothesen und kann damit die Forschung zur PSI und PSB bereichern. Dieser positive Eindruck muss allerdings an zwei Stellen relativiert werden: Wie häufig in wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten – der Band ist der Abdruck der Dissertationsschrift der Autorin – sind inhaltliche Redundanzen dem Lesefluss abträglich, ebenso wie die zahlreichen langen Originalzitate und die zum Teil umfangreichen Fußnoten. Ein Redigieren mit Blick auf die Zielgruppe der „Nicht-Kommunikationswissenschaftler“ hätte dem Text daher sicher gut getan. Ziemlich ärgerlich ist indes die Tatsache, dass sich offensichtlich niemand mehr die Mühe

gemacht hat, den Text Korrektur zu lesen, denn es wimmelt von Rechtschreib- und Grammatikfehlern.

Uli Gleich

Wolfgang Duchkowitsch / Fritz Hausjell / Horst Pöttker / Bernd Semrad (Hrsg.)

Journalistische Persönlichkeit

Fall und Aufstieg eines Phänomens

Köln: Halem, 2009. – 486 S.

(Öffentlichkeit und Geschichte; 3)

ISBN 978-3-938258-82-8

Auch wenn diese Aussage Phrasenschweinverdächtig ist: Festschriften haben ihre eigenen Gesetze. Im Grunde gibt es dabei nur die Wahl zwischen zwei – gleich suboptimalen – Möglichkeiten. Zum einen kann man ca. zwei Dutzend (möglichst) bekannte Kolleginnen und Kollegen bitten, *irgendetwas* abzusondern, das *irgendwie* dem Anlass (runder Geburtstag, Emeritierung) entsprechen könnte, und dies wird dann ohne weiteren Aufwand zwischen zwei Buchdeckel gepackt; oft handelt es sich dabei um Aufsätze, die schon *irgendwo* herumliegen. Die andere Option ist für die Herausgeber mühevoller und riskanter, denn sie bedeutet, eine einschlägig ausgewiesene Schar von Mitarbeitern auf ein vorgegebenes Thema zu verpflichten. So sollte das im vorliegenden Fall wohl sein, wobei der Publikation ein gleichnamiges Symposium aus Anlass der Verabschiedung von Wolfgang R. Langenbacher vorausgegangen ist. Die dabei präsentierten Beiträge bilden den Kern des stattlichen Bandes, der nun sozusagen seine Konsistenzprüfung bestehen muss.

Zu den Überraschungen gehört dabei, dass der Geehrte selbst zu den Autoren gehört. Doch erstaunlich ist vor allem, wer sich hier alles zu einem Thema äußert, das eigentlich schon mausetot schien und dessen Wiederbelebung gewiss begründungsbedürftig ist. Darum ist man beginnend mit der Einleitung der beiden Mitherausgeber Horst Pöttker und Bernd Semrad dann auch immer wieder strebsam bemüht, aber mit unterschiedlichem Erfolg. Als Hypothek erweist sich dabei schon der Untertitel des Buches „Fall und Aufstieg eines Phänomens“. Was ist denn hier gefallen und was ist aufgestiegen? Denn wir verhandeln über einen obsoleten wissenschaftlichen Ansatz, der seit den 1920er Jahren – also mehr als ein Jahrzehnt nach Max Webers Plan für eine empirische Medien- und Journalismusforschung – das Fach für lange Zeit zurückgeworfen hatte. Der sexistisch

ist, ausbildungsfeindlich und in seiner Rhetorik oft unfreiwillig komisch. Macht sich niemand mehr die Mühe, die einschlägigen Texte zu lesen?

Gute Wissenschaft operiert mit präzisen Begriffen – auch dies kann man bei Max Weber lernen. Doch ein weiteres Problem dieses Buches besteht darin, dass in zu vielen Beiträgen der zentrale Terminus „journalistische Persönlichkeit“ ungeklärt bleibt. Da er ja wohl nicht systemisch gemeint ist (etwa im Sinne von Talcott Parsons): Ist er dann diagnostisch oder moralisch gemeint? Etwa im Sinne Webers als rationales Handeln von Personen, deren Motiv es ist, *rein* der Sache zu dienen; Semrad weist in seinem Beitrag immerhin darauf hin (S. 379). Oder hat man die Definition gar an Otto Groth delegiert, der ausführlich zu Wort kommt? Unter Rekurs auf den Nestor der „Zeitungswissenschaft“ bietet uns Pöttker jedenfalls als „Persönlichkeitsmerkmale des Vermittlers“ vor allem „Instinkt“ und „Gespür“ sowie gewisse weitere „physische, intellektuelle und emotionale Eigenschaften“ (S. 58) an. Nach solchen Diskussionsbeiträgen scheint klärungsbedürftig, ob sich die Kommunikationswissenschaft (wieder) aus den Sozialwissenschaften verabschieden will.

Zu den Überraschungen gehört deshalb, dass ausgerechnet der Systemtheoretiker Ulrich Saxer mit dabei ist, der weiland mit guten Argumenten gegen alles in den Kampf zog, was irgendwie ontologisch aufgeladen schien. Neugierig fragt man, ob er hier nun eine altersmilde Volte schlagen wird oder auf Leser ohne Gedächtnis setzt. Nun, Saxer macht immerhin – wie auch einige andere Autoren – deutlich, dass er mit dem Generalmotto dieses dicken Sammelbandes nicht so schrecklich viel anfangen kann. Es gibt darin durchaus hinreichend Differenziertes, etwa zur „Theorie der Praxis“ (Hannes Haas), aber auch bemerkenswert Uninformiertes.

Störend ist an diversen Stellen insbesondere der moralisierende Tonfall – vor allem, wenn es gegen die (konstruktivistische) Systemtheorie geht, und zwar mit Formulierungen wie dieser: „Mystifikation des sozialen Systems als Realität sui generis und der Autopoiesis als Heilsprinzip“ (Pöttker, S. 65). Schon in den ersten Sätzen der Einleitung (S. 9) heißt es dazu, es sei in der Systemtheorie „geradezu verpönt, sich nach der Bedeutung von Personen, ihren Leistungen und Fehlleistungen zu erkundigen.“ Dies sind solche Verkürzungen einer breiten, jahrzehntelangen Theoriedebatte, dass man erstaunt ist. Günter Reus, der sich hier seit Jahren sozusagen persönlich betroffen zeigt, steuert zu diesem